

Erlebnisberichte aus der Bernhardstraße von 1943 und 1945
Von Familie Riebisch

Die Schocks nahmen täglich zu. Berlin war schwer geschädigt durch die Bombenangriffe. Wir kamen kaum noch pünktlich zu unseren Arbeitsstätten und so entschlossen wir uns, wieder nach Berlin zu ziehen. Mein Vater hatte inzwischen eine 4-Zimmer-Wohnung organisieren können von Leuten, die Berlin verlassen hatten. Und so wohnten wir wieder, einschließlich meines Verlobten, in Berlin, der sterbenden Stadt. Kaum gab es ein Haus, das nicht beschädigt war. Sirenen heulten markerschütternd, mehrmals nachts mußten wir aufstehen. Fliegeralarm. Man raffte sein gepacktes Köfferchen mit einigen Sachen. Im Keller traf man die Hausgemeinschaft. Während Bomben krachten ringsum, schaukelte ein Baby fröhlich in seinem Körbchen, Das Baby hieß Bärbel Semisch und wurde später die Spielgefährtin unserer Tochter Melanie.

Wir haben nun eher an Sterben gedacht als an eine gemeinsame Zukunft. Die Russen standen vor Berlin, der Himmel färbte sich abends Richtung Südwesten, Richtung Potsdam, blutrot von den Kämpfen und den brennenden Häusern. Wir beschlossen, ca. vier Wochen vor Kriegsende, am 21.3.45. zu heiraten, gemeinsam zu leben oder zu sterben.

Eines Nachmittags kam Sigmund nach Hause und war ziemlich erschöpft. Von der Friedrich-Karl-Straße im Zentrum Berlins bis zu uns nach Wilmersdorf war er zu Fuß gelaufen mit seinem Stock. Müde legte er sich auf ein Sofa, um sich auszuruhen. Ich ging in den Keller, um Kohlen herauf zu holen für die Öfen. Meine Mutter stand in der Küche und kochte irgendetwas. Da gab es einen entsetzlichen Knall, das Haus bebte, ich stand in Kellerstaub eingehüllt. Ich dachte, jetzt sind sie alle tot da oben. Ich raste die Treppen rauf, meine Mutter stand wie erstarrt in der Küche. Sigmund stand verstört auf den Beinen. — Gott sei Dank, sie lebten. Eine russische Granate hatte unser Dach getroffen. Das und die Wohnung über uns war zerstört, genau an der Stelle, wo meine Mutter gestanden hatte.

Wir wohnten im dritten Stock. Der vierte war nun unbewohnbar geworden und ein großes Loch klaffte im Dach, kleinere überall. Wenn es nun regnete, floss das Wasser bis zu uns. Wir stellten Eimer auf und große Schüsseln und mußten ständig aufpassen, daß bei Regenschauern nichts überlief.

Ein Problem war nun auch das Wäschewaschen geworden. Unsere Waschküche mit dem schönen großen Kupferkessel, im Dachgeschoß gelegen, war unbenutzbar geworden. Die Wäsche mußte nun in der Küche gewaschen und in der Badewanne gespült werden. Wir hatten ja einen Kohleherd neben dem Gasanschluss, der wurde beheizt mit etwas Holz und Kohle, darauf kam ein Riesentopf, in dem die weiße Wäsche zum Kochen gebracht wurde. In unserem Flur wurden Leinen gespannt, und die Wäsche von vier Personen hing dort zum Trocknen, und man mußte deswegen gebückt von einem Raum zum anderen gehen.

Durch die Heirat mit einem Kriegsbeschädigten, der Pflege bedurfte, war mir ertaubt, meinen Dienst zu quittieren, und ich blieb nun zu Hause. Meine Position im Oberkommando des Heeres nahm nun meine Kusine Else ein, die nach längerer Krankheit wieder einsatzfähig war.

Ich versorgte nun den Haushalt, lauter zusammengewürfeltes Mobiliar verschiedenster Herkunft, und war zunächst einmal froh, nicht mehr diese stundenlangen Fahr- und Lauftouren unternehmen zu müssen. Aber zu Hause war es auch ganz schrecklich. Die miserablen Zustände und die große Angst vor den näherkommenden Truppen, die Fliegerangriffe Tag und Nacht, zermürbten unsere Nerven total.

Die Telefone funktionierten nicht mehr. Es hieß, man solle es in der Post versuchen. Sigmund wollte wissen, ob seine Eltern noch am Leben waren, sein Vater war ja in der Berliner Wohnung geblieben und hin und wieder fuhr auch seine Mutter nach Berlin, um irgendetwas zu erledigen. Wir wollten versuchen, im Postamt Friedenau, Handjerystraße, zu telefonieren und machten uns auf den Weg dorthin. Plötzlich kamen russische Tiefflieger und schossen die Straße entlang. Voller Schrecken hatten wir uns von der Straße weg in die Büsche der Vorgärten geworfen. Das Telefonieren dann auf dem Postamt funktionierte auch nicht mehr.

Aus dem Angststress kam man nun überhaupt nicht mehr heraus. Immer pochte das Herz wie wild. Nach knapp vier Wochen solcherlei Ehelebens ging Sigmund nun nicht mehr zur AEG, sondern blieb

zu Hause. Wir zogen nun auch tagsüber in den Keller um, jetzt flogen die Granaten der Russen, die am Stadtrand von Berlin angekommen waren. Wir schliefen meist im Keller auf den doppelstöckigen Luftschutzbetten. Das heißt, an Schlaf war kaum zu denken. Wenn es mal ruhig war, dann hörte man nur das Pochen des aufgeregten Herzens.

Die Russen waren nun bis Friedenau vorgedrungen, an der Grenze zu Wilmersdorf und hatten sich am Bahngelände verschanzt. Schießereien gab es hin und her. Mein Vater wurde zum „Volkssturm“ eingezogen. Dieser Volkssturm, ältere Männer und fünfzehn-, sechzehnjährige Jugendliche sollten ... ja, was noch? ... verteidigen.

Meine Mutter und ich waren nun auch in schrecklicher Angst um unseren Vater.

Wir lebten im Keller. Gekocht wurde im Parterre im Gartenhaus, auch Toiletten wurden dort von Bewohnern zur Verfügung gestellt. Man rannte schnell über den Hof, um nichts abzubekommen von den Schießereien hin und her am Bahnhof Wilmersdorf.

An unserem Haus gab es ein Schild, auf dem stand: Eingang nur für Herrschaften. Daneben war eine eiserne Tür, die führte durch den Keller auf den Hof. Das war der Eingang für *Dienstboten*. Im Keller führte eine andere Tür zu den Hauskellern und eben auch unserem Luftschutzkeller, mit den doppelstöckigen Betten, in dem wir nun lebten. Im Kellergang konnte man von innen an diese eiserne Tür gehen, die nun verschlossen war. Aber man konnte durch das Schlüsselloch auf die Straße sehen, was wir abwechselnd taten.

Unsere Frau Wartemann, aus dem Gartenhaus, war die erste, die Russen in Schützenlinie, mit vorgehaltener Maschinenpistole in unserer Straße gesehen hatte. Kreidebleich kam sie zu uns. und wir waren alle gelähmt vor Entsetzen.

Bald darauf hörten wir das Tapp-Tapp-Tapp von Soldatenstiefeln über uns im Flur des Hauses. Und ein russischer Offizier mit roter Mütze, von Pelz umrahmt, stand mit zwei Soldaten bei uns im Keller.

Er bedeutete uns: Krieg zu Ende und bot aus einer Zigarrenkiste, die sie im Zigarrengeschäft an der Ecke geklaut hatten, Zigarren an. Keiner nahm etwas, und er ließ die Kiste da. Die Gruppe ging wieder.

Wir dachten nun, nachdem, was wir alles gehört hatten, es sei besser, wenn *junge Frauen* nicht mehr präsent waren, und so wurde ich unter ein Luftschutzbett auf den Betonboden gestopft, wo ich wenig Platz hatte und kaum atmen konnte. Meine Mutter, mein Mann und Frau Wartemann setzten sich auf Stühle davor.

Die nächste Gruppe, zwei Soldaten, offensichtlich Bauernjungen, ließ nicht lange auf sich warten. Sie durchstöberten lautstark den Keller, fuchtelten mit den Gewehren herum. Meine arme Mutter bekam einen Kuss und dann trank der eine ihre Flasche Kölnisch Wasser aus in der Meinung, das sei Schnaps, Von meinem Versteck sah ich nur die Stiefel und hörte die entsetzlich lauten gutturalen Stimmen.

Ein Mädchen aus unserer Nachbarschaft hatte sich in unseren Hauskeller (nicht unser Luftschutzkeller) geflüchtet. Sie hieß Marianne. Die Russen waren hinter ihr her und das gutturale „Marrrienne! Marrmannel!“ klang teuflisch in unseren Ohren.

Wieder hörten wir das Tapp-Tapp-Tapp der Soldatenstiefel und es kam eine neue Gruppe. Sie bedeuteten mit Gewehren unserer Hausgemeinschaft, den Keller zu verlassen und sich auf dem Hof aufzustellen. Hände hoch! Ich war irre vor Angst. Was machte ich in meinem Versteck? Ich dachte, die räuchern jetzt den Keller aus auf irgendeine Weise. So krabbelte ich aus meinem Versteck und stellte mich zu den anderen. *Hände hoch!* hieß es wieder.

Nun ergab sich folgendes: bei unserer Frau Wartemann wohnte ein holländischer Fremdarbeiter in Untermiete. Der hatte Papiere, dass er Holländer sei und in Deutschland zur Arbeit gezwungen war. Mein Mann schob mich zu ihm. Der verstand sofort, hakte mich unter und sagte den Russen: meine Frau!

Jetzt wurde die Hausgemeinschaft ausgeraubt. Das war der Grund des ganzen Spektakels. Uhren, Armbänder, Ringe, Ketten, alles wurde fortgenommen. Alle wurden abgetastet. Nur der Holländer nicht und ich. Ich bin ihm unendlich dankbar. Noch heute. Meine Mutter mußte ihren Mantel öffnen, das tat sie so geschickt, daß die Dynamo-Taschenlampe, die sie in der Hand behalten hatte, nicht gesehen wurde. Einem alten Mann raubten sie die Taschenuhr aus dem Anzug. Freiwillig gab er noch die Uhrenkette dazu, was uns nicht verständlich war. Sicher war auch er nicht mehr ganz Herr seiner Sinne. Wir übrigens, Sigmund und ich, hatten unsere Eheringe in Blumentöpfen versteckt und in der Wohnung belassen.

Wir begaben uns zurück in unseren Luftschutzkeller. Das Schießen und die Fliegerangriffe hatten nun aufgehört. Aber die *Besuche* der Russen waren unerträglich.

Nach einigen Tagen gingen wir in unsere Wohnung zurück. Aber auch da klingelte und pochte es einmal an der Tür. Ein Russe begehrte Einlass. Ich konnte mich gerade hinter die offene Wohnungstür stellen. Er entdeckte mich nicht und ging auch bald wieder.

Wir wollten das Leben so nun nicht mehr aushalten und kamen auf die irrwitzige Idee, Berlin zu verlassen und uns zu Fuß in unser Dorf nach Saalow zu begeben oder nach Mellensee, wo Sigmunds Mutter jetzt lebte, wenn sie noch lebte. Wir packten Rucksäcke, ein paar Kleidungsstücke, einige Lebensmittel für unterwegs und dann ging es los. 40 km lagen vor uns. Sigmund ging mit seinem Stock, meine Mutter und ich.

Es gab wieder etwas Leben in den Straßen. Die Menschen standen an nach Lebensmitteln oder sie versuchten, sich in ihren zerschossenen Häusern ein Plätzchen zum Leben zurechtzumachen. Wir stiegen über Steine, Trümmer und Geborstenes und gelangten schließlich in die Friedenauer Schloßstraße. Hier war ein riesiger quadratischer Platz von Trümmern freigemacht worden, und man hatte in Reih und Glied hunderte von Toten hingelegt. Ein lebenslang unvergeßlicher, schrecklicher Anblick. Weiter ging es in Richtung Teltow. Hier und da lagen Tote auf den Straßen. Je mehr wir aufs Land kamen, umso mehr aufgedunsenes totes Vieh lag auf Wiesen oder neben zerstörten Ställen. Teltow selbst bestand nur aus Ruinen.

Langsam wurde es dunkel. Es war bei Todesstrafe verboten, sich bei Dunkelheit im Freien aufzuhalten. Sperrstunde nannte man das. Wir kamen in ein Waldstück und beschlossen, die Nacht im Wald zu verbringen und erst bei Tagesanbruch wieder weiterzulaufen. Wir legten uns in eine Kuhle, eine Art Vertiefung, auf den Waldboden. Hundegebell in der Nähe erschreckte uns sehr. Wenn die uns finden, sind wir des Todes. Erschöpft schliefen wir doch endlich ein.

Kriegsjahr 1943, November

Wir saßen im Luftschutzkeller und hörten das schauerliche Dröhnen der alliierten Flugzeuge über uns. Und dann piffen auch schon die ersten Bomben. Unser Keller schepperte. Eine der Bomben flog direkt vor unseren Hauseingang. Wir flogen umher, man sah nichts mehr, weil das Licht ausgegangen war, und man konnte fast nicht atmen vor Staub und Dreck. Und dann knisterte es. *Feuer*, schrie jemand. Wir waren gefangen, denn wir konnten nicht heraus aus unserem Hauseingang. — Ich dachte an meine Katze, die oben in der Wohnung eingeschlossen war. Tiere durften in den Luftschutzkeller nicht mitgenommen werden. Ich wollte sie holen, aber ich kam nicht weit. Die Treppe war eingestürzt. So verbrannte meine arme Katze Susi. Wir versuchten nun, selbst aus dem brennenden Haus zu kommen. Im Dunkeln tasteten wir uns die Kellerwände entlang zu der schweren Eisenstange, mit deren Hilfe wir die Wand zum Nachbarhaus aufstemmen konnten. Es war eine Luftschutzvorschrift gewesen, daß die Häuser unterirdisch verbunden waren. Und neben dem türgroßen Einschnitt, der nur mit leichten Mauersteinen geschlossen war, hatte ein Stemmeisen zu stehen. So retteten wir uns durch den Keller des Nachbarhauses.

Wir waren jetzt wohnungslos, Hab und Gut war zerstört, und ich betrauerte meine arme Katze unendlich. Die nächsten Nächte verbrachten wir bei Frau Malorny, einer Angestellten meines Vaters.

Quelle. Archiv Andreas Brückmann